

jeits der Atlantik, gewichen. Damals hatte Pitt, der Amerikaner, das schöne Wort von Friedrich dem Großen gesprochen: Friedrich stehe da als das unerschütterte Bollwerk Europas wider die mächtigste und boshafteste Verbindung, die jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte, und sei allein noch imstande, den Franzosen in Deutschland die Spitze zu bieten". Ähnliche Worte hörte man verschiedentlich; sie gaben so ganz die Stimmung wieder, in der man sich bei der Beurteilung des mutigen Preußenkönigs befand.

Schon als Ferdinand von Braunschweig, dem in erster Linie der Sieg von Minden zu verdanken war, den Oberbefehl über die von England besoldeten Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger übernommen hatte, die er mit englischen und preussischen Truppen zu einem eigenen, speziell für den Schutz Hannovers und Rheinpreußens bestimmten Heere vereinigt hatte, hieß es von seinem Feldherrntalent, daß er „der beste, geeignetste Mann für diesen schwierigen Posten als Befehlshaber eines so gemischten Heeres“ sei. „Er wußte“, hieß es weiter, „mit seinem Takt die verschiedenen Elemente, die es bildeten, jedes nach seiner Natur zu behandeln, und seine Unparteilichkeit, seine Herzogüte und Uneigennützigkeit gewannen ihm rasch aller Herzen. Seine ungemeinen Feldherrntalente hatten sich bereits in Friedrichs Schule gebildet; jetzt wandte er sie selbstständig und mit viel Geschick an“. So war der rechte Mann am rechten Platze; ein Faktum, das sich stets in der Geschichte aller Länder und aller Zeiten aufs Beste bewährt hat.

Was das Treffen bei Minden über die Bedeutung der Alltätigkeit so hoch hinaushebt, ist nicht die Tatsache des Sieges allein, sondern vielmehr der Umstand, daß dieser Sieg zu einer Zeit erkochten wurde, in der es Friedrich dem Großen im Osten seiner Monarchie, wo er von den Oesterreichern und Russen arg bedrängt wurde, nicht gerade zum besten ging. Seiner damaligen Stellung konnte eine militärische Schlappe weit mehr schaden, als ihm ein Sieg, und war es auch nur ein solcher von untergeordneter Bedeutung, nützen konnte. Und dieses moralische Prestige brachte Minden. Es erhöhte den preussischen Waffenruhm und den Feldherrnglanz des großen Friedrichs aufs neue, wie es in dem bekannten Liede heißt:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopf sich auf die Hüften,
Dann rennt die ganze Reichsarmee:
Panthern und Franzosen.

Daß es an dem war, wie es dieses Lied besingt, das zeugte nicht zum mindesten der glänzende Sieg bei Minden, der heute vor einundneunzig Jahren das westliche Preußen auf einige Zeit von den französischen Feinden des großen Preußenkönigs frei machte. Deshalb gedenken wir mit Freude und stolzer Genugtuung dieses schönen Tages!

Sundstage.

Von Dr. 2. Zelles.

Rechtswort.

Sundstage! Kaum eine unserer kalendrischen Bezeichnungen dürfte so gemischte Gefühle hervorrufen wie dieses Wort. Sundstagsruhe — der Inbegriff jener stehenden, sengenden Glut, die alle Lebensgeister zu ersticken droht, und der wir gleichwohl nicht zu entfliehen vermögen — solange der Nordpol noch nicht als Sommerfrische eingerichtet ist, oder die in die Eis- und Schneeregionen führenden Hochalpenbahnen für jedermanns Gelbbeutel zugänglich sind. Denn auch am Meeresstrande und in unseren beliebten Waldumraichten Sommerfrischen ist der Gluthauch der Sundstage oft nur allzu sehr zu verspüren. — Sundstagsferien! Wie andere, gerade entgegengesetzte Gefühle wiederum löst dieser Klang aus! Zwar klingt er heute etwas verbräunt, altväterlich — die moderne Pädagogik, die ja überhaupt vieles besser wissen und machen will als unsere biederen Altvordern — sagt dafür „korrekter“ große Ferien. Und sie hat ja auch insofern recht mit ihrer Bezeichnung, als diese hochgelobte, von unserer Jugend ein ganzes Jahr lang mit heißer Inbrunst herbeigesehnte Zeit der Freiheit sich in der Regel nicht mit der Zeit der wirklichen Sundstage deckt. Denn diese fallen in die Tage vom 23. Juli bis 23. August. Der Name kommt vom Hundstern oder Sirius her, einem Fixstern erster Größe, dem hellsten am ganzen leuchtenden Himmelsgewölbe, der am Maul des Sternbildes des großen Hundes steht. Will man eine Vorstellung von den ungeheuren Dimensionen im Weltall haben, so kann gerade Sirius uns einen Begriff geben. Wenn die Sonne 20 Millionen Meilen von uns entfernt ist, so beträgt die Entfernung des Hundsternes von uns 543 000 Sonnenweiten — wer's mag, kann's ausrechnen! — und sein Licht braucht acht Jahre, um zu uns zu gelangen! Der Lichtstrahl des Sirius also, der in diesem Augenblicke unser Auge trifft, ist im Jahre 1901 von ihm ausgegangen. Doch das nur heiläufig. . . Die Sundstage beginnen nun mit dem Fröhling des Sirius, der nahe mit dem Eintritt der Sonne in das Sternbild des Löwen — 25. Juli — zusammenfällt. Die alten Ägypter nannten den Hundstern Sothis, die Römer — wie wir — Canicula, und die Griechen bezeichneten die Zeit der Sundstage mit dem Namen Opora, die durch große Hitze und nach dem alten Arzte Hippokrates durch schwere Gallenkrankheiten verhängnisvoll war. — Wie ist aber, die Frage liegt nahe, die tatsächlich hohe, schwüle Temperatur, welche während der Sundstage zu herrschen pflegt, zu erklären? Hat doch die Sonne bereits ihren höchsten Stand überschritten und befindet sich seit reichlich einem Monate wieder im langsamen Hinabsteigen? Sonach müßte also die größte Hitze um den 25. Juni herum herrschen, wo das Tagesgestirn seine glühenden Pfeile möglichst senkrecht zur Erde sendet, während diese zur Zeit der Sundstage immer schräger und schräger herabfallen. Die Sache ist ziemlich leicht zu erklären. Die nämlich am Tage die größte Wärme nicht zu Mittag, wo die Sonne ihren

höchsten Stand erreicht, herrscht, sondern um 2 Uhr, weil dann die vom Erdboden zurückstrahlende Wärme am intensivsten wirkt, so auch hier: bis Ende Juni war die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche am intensivsten: sonach muß die Zurückstrahlung der Erdwärme in Verbindung mit der direkt von der Sonne erzeugten Wärme einen besonders hohen Wärmegrad für die folgenden Wochen erzeugen, bis die immer schräger fallenden Sonnenstrahlen eine immer geringere Wärme hervorrufen und die Zurückstrahlung der Erdwärme immer mehr abnimmt.

Wenn Hippokrates Gallenleiden als Hauptkrankheit der Hundstage annimmt, so mag das darin mit begründet sein, daß der Genuß kalter Getränke im erhitzten Zustande, ferner auch der nun beginnende Genuß von Obst, zumal halb ungesüßtem, und mancher Diätfehler in der Tat eine erhöhte Morbiditäts- — Krankheits- — und Mortalitäts- — Todesfall- — Ziffer zur Folge haben. Namentlich sind es Magon- und Darmleiden, die dann grassieren und nicht selten tödlich enden.

Aber auch das Hirn der Sterblichen scheint zu weichen durch die Hundstagshitze arg mitgenommen zu werden. Wir reden nicht von akuten Gehirnleiden — Hirnschlag —, die teilweise auch durch allzu große Hitze verursacht werden. Aber das menschliche Hirn macht in dieser heißen Zeit oft gar sonderbare Seitensprünge, die die Vermutung nahelegen, als ob im Oberstübchen droben nicht alles in Ordnung sei. Und es ist doch kein 1. April. Da werden Eier ausgebrütet, aus denen lustig die phänomenalsten Enten emporflattern, an den dichtbelaubten Ranken reifen die verlockendsten sauren Gurken und auf fernem Weltensmeere wird das greulichste Ungeheuer, die gefürchtete Seeschlange, sichtbar. . . . Und merkwürdig, gerade die sonst so stillen, friedlichen Räume des Redaktionsbureaus werden zu Schau- und Tummelplätzen dieser sonderbaren Geschöpfe, die sich dann bazillusgleich in die Spalten unserer Tageszeitungen einschleichen und hier geraume Zeit — solange eben die Hundstage dauern — ihr Wesen, besser, Unwesen treiben. Woher diese — fragwürdigen Gebilde? Sind es wirklich Ausgeburt eines kranken, unter der Hundstagshitze leidenden Hirns? Nun, „Enten“ flattern auch zu anderen Zeiten, leider nur zu häufig, auf; schon Brant in seinem „Narrenschiff“ und Luther kannten sie, eigentlich „Lügenden“, verdröht aus „Legenden“, dann „Lügungen“ genannt, Märlein und Fabeln, die in den Zeitungen lustig fortzuschwimmen, ein gar beschauliches Dasein führen. Daß aber zur Hundstagszeit die ersten „neuen“ sauren Gurken als Vederbissen für bescheidene Feinschmecker am Geschmackshorizonte auftauchen, ist eine „Neuigkeit“, die, obwohl alljährlich wiederkehrend, sicherlich von allgemeinstem „Interesse“ ist. Warum soll sie also nicht, gleich anderen, oft viel weniger wichtigen Neuigkeiten, auf dem gewöhnlichen Wege, durch unsere allezeit dienstbereite Presse, verbreitet werden? Und schließlich — Seeschlangen! Solche gibts Bekanternmaßen eine ganze Anzahl, sogar giftige, aber sie alle haben mit der, be . . . rüchtigten Seeschlange der Hundstage wenig zu tun. Diese ward bereits im 16. Jahrhundert von Gelehrten erwähnt . . . „30 m lang, nicht sehr dick, braune Hautfärbung, langer, schmaler Kopf, rotglühende Augen, wallende Mähne“ . . . wem möchte da nicht gruselig werden, wenn er davon liest oder sich gar um diese Zeit auf offenem Meere befindet? . . . Neuerdings will man sie an den östlichen Küsten von Amerika, mitten im Großen — Stillen — Ozeane, ja, sogar in den größeren Buchten der nordwestlichen Küsten gesehen und von ihr Zeichnungen, die der obigen Schilderung entsprechen, angefertigt haben. . . . Oder sind's in langem Zuge hintereinander schwimmende Delfine oder große Hai-fische oder gar die abenteuerlichen Höckerpottwale, die der aufgeregten Phantasie zur Hundstagszeit die gefürchtete Seeschlange vorgaukelten? . . .

Die Hundstagszeit, in der in der Regel mit den Parlamenten, Schulen und allen erholungsbedürftigen Menschenkindern auch die hohe Politik in die Ferien zu gehen pflegt — „über allen Gipfeln ist Ruh“ — ist eine Zeit tiefster Stille auch für das Nachrichtenwesen. Wie soll es aber nun ein armer, „verantwortlicher“ Zeitungsschreiber anfangen, seine neugierdehungrigen Leser alltäglich zu befriedigen? . . . Da martert er sein armes Hirn ab, die Hundstagshitze brütet im engen, dämpfigen Bureau — halt, da kommt ihm ein rettender Gedanke, und während ihm dicke Schweißtropfen auf der hohen Denkerstirn perlen, schreibt er's gefaßt nieder, was ihm oft zu Zeiten politischer Dürre aus der Verlegenheit half . . . das lustig aufblühende Entlein, die saure Gurke, die Seeschlange — o ihr seid mehr als Ausgeburt der Phantasie, ihr seid — doch wir dürfen nicht indiskret sein, selbst nicht zur Zeit der — Hundstage!

Der Pflicht getreu.

Von R. v. Liliencron.
(12. Fortsetzung.)

Flammenglut ergoß sich über Wolfs Gesicht, und aus den Augen blühte der Jam.

„Urteilen Sie über mich, wie Sie wollen“, brauste er auf, „aber die Persönlichkeit jener Dame darf von niemand als fragwürdig hingestellt werden. Das dulde ich nie und nimmer.“

„Vielleicht aber würde jene Dame die Bewogenheit haben, ihre Aussagen hier wiederzulegen, um den Knoten zu entwirren“, meinte der Freiherr spöttisch.

„Sie ist tot“, murmelte Wolf.

„Aber ihren Namen könnte man unter den gegebenen Umständen doch vielleicht erfahren“, beharrte Eschenbron.

„Nein“, kalt und schneidend lautete die Ablehnung. Wolfs Augen hielten den Gegner wie in einem Banne, so fast blickten sie ihn an, während er langsam weiter sprach. „Der Mann, dem die Herren hier kurzweg

die Ehre abschneiden, ist doch Kavaler genug, um koste es, was es wolle, eine Dame von jedem Unglimpf zu schützen. Oder“, fügte er finster hinzu, „sollten Sie andere Begriffe von Kavalierehre haben?“

Der Freiherr wandte sich entrüstet ab, er war einfach empört über Martens.

Dieser aber trat aus seiner Fensterische heraus und dicht an die Gruppe der Herren heran.

„Ein Wort noch, wenn ich bitten darf. Ich erkläre hiermit, daß ich meine sämtlichen Aemter, die mir anvertraut wurden, niederlege, und zwar sofort. Nur der Schatten eines Mißtrauens hätte genügt, um mich zu diesem Schritte zu treiben. Hier aber ist mehr als nur ein Schatten, das haben mir die Herren deutlich genug gezeigt. Ich danke dafür, dem Kreise weitere Dienste zu leisten“. Er stützte sich schwer auf den Tisch, seine Brust arbeitete in heftiger Erregung.

Der alte Herr, der schon einmal begütigend hatte eingreifen wollen, versuchte es nochmals.

„Martens, handeln Sie nicht voreilig. Von beiden Seiten ist die Sache auf die Spitze getrieben. Es hat niemand auch nur angedeutet, daß wir Ihre Dienste nicht mehr wünschen.“

Ein unordentlich bitterer Zug lagte sich um den Mund des Angefeindeten. „So komme ich unausgesprochenen Wünschen zuvor“, antwortete er. „Diese Stunde hat mir gezeigt, wie wenig die Herren, mit denen ich Jahre zusammen gearbeitet habe, mich kennen. Ein Wort aber noch mit Ihnen, Herr von Sotten“, und er trat dicht vor das jüngste Mitglied des Kreistages, „ich sehe mich genötigt, mit der Waffe in der Hand für meine Ehre einzutreten. Ihre Bemerkung von vorhin über die dreißigttausend Mark kann ich nicht so durchgehen lassen.“

Sotten war blaß geworden.

„Sie lieben mich nicht ausreden. Ich wollte nur feststellen, daß die Geschichte so unausgeklärt sich etwas eigentümlich anhört, und daß es daher um Ihre Willen besser wäre, wenn Sie uns etwas genauer orientieren. Selbstverständlich lag es mir fern, Ihrer Ehre zu nahe treten zu wollen.“

Mit finsternem Blicke maß ihn der Gutsherr von Rauschbach.

„Da ich aber nun nicht in der Lage bin, den Herren nähere Erklärungen zu geben, so muß ich annehmen, daß an mir gezwifelt wird.“

„Ich wiederhole es, daß es nicht in meiner Absicht lag, Ihnen das ausdrücken zu wollen“, erklärte Sotten, „nur etwas verstimmt, etwas peinlich berührt hat uns natürlich diese Geschichte.“

Mit zusammengezogenen Brauen, festen Blickes ließ Martens die Augen von einem zu dem anderen der Herren gleiten. Er zuckte nicht, nur das Beben seiner Stimme verriet seine gewaltige Erregung, als er sagte: „Sollte in diesem Kreise mich einer der Herren einer solchen gemeinen Handlung fähig halten, dann verlange ich eine offene Erklärung, wir werden uns dann mit der Waffe in der Hand weiter sprechen.“

Kein, einen so krassen Abschluß sollte die Sache denn doch nicht nehmen. Die Herren beeilten sich, beruhigende Worte zu sagen, aber Martens fühlte, daß es Worte waren, denen die Wärme fehlte, Reden, die nur verhüten sollten, daß es nicht zum Äußersten kam.

Nur der alte Herr drückte ihm herzlich die Hand. „Es wird nicht alles so heiß gesehen, wie es gefocht wird“, meinte er, „seien Sie kein Diktator, schmeißen Sie nicht so mit nichts für nichts Ihre Arbeit hin.“

Einen Augenblick durchbrach ein freieres Aufatmen die eisige Haltung, die Martens in Bann hielt. Er erwiderte den Druck der Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Bemerkungen, aber ich bleibe bei meinem Entschluß. Ich bin ein schroffer Charakter und nicht im stande, über die Luft fortzusehen, die diese Stunde gerissen hat.“

Mit kurzem Graße ging er zur Tür. Die Klinke in der Hand wandte er sich noch einmal um. „Lebrigens wollte ich bemerken, daß mein Vetter von mir, sobald ich vom Typhus genesen war, dreißigttausend Mark erhalten hat, seine Erbschaft also nicht um einen Pfennig verürzt wurde. Ich war, als mein Onkel die Augen geschlossen hatte, der Hüter seines Eigentums, daher hielt ich mich verpflichtet, zu erkennen, was etwa verloren gegangen war.“

Noch bevor einer der Herren ein Wort erwidern konnte, hatte er das Zimmer verlassen. Auch nach seinem Fortgange herrschte einen Augenblick Schweigen, dann aber wurden die Meinungen um so lebhafter ausgetauscht.

Der alte Herr versuchte, zum Guten zu reden, aber er drang nicht durch. Es dauerte nicht lange, so war man unter den Versammelten mit seinem Urteil über Martens fertig. Die einen drückten ihre Ansicht mild, die anderen schärfer aus. Der Stab wurde aber, wenn auch in aller Stille über den Besizer von Rauschbach gebrochen. Das Gerücht, so sagte man sich wohl, würde Martens nichts anhaben können, aber seine gesellschaftliche Stellung hatte diese Geschichte erschüttert.

Freiherr von Eschenbron war von dem eben Erlebten noch ganz erfüllt, als er heimkam. In Klentendorf war die Familie auf der schattigen Veranda versammelt und genoß die Abendkühle nach dem heißen Tage. Klentendorf bot seit wenigen Tagen den mütterlichen Kindern der verstorbenen Frau von Hagenow eine Heimat für die Zeit der großen Ferien.

Der tief gebeugte Witwer hatte es nicht über sich vermocht, jetzt ohne seines Hauses Krone die Kinder um sich zu versammeln, er war nach der Schweiz gereist und hatte Eschenbrons Vorschlag angenommen, die Seinen nach Klentendorf zu schicken und sie dort am Schluß der Ferien abzuholen. Söhne und Töchter gab es genug in diesem Gutshause, die den Verwaisten liebevolle Gefährten wurden. Alle waren sie jetzt auf der Veranda versammelt, nur Ursula, die jüngste der Hagenowschen Töchter, fehlte. Sie saß in einem vor-